

Mehr als eine Videosprechstunde

Fachkräftemangel, demografischer Wandel und stetig steigende Kosten: Deutschlands Gesundheitswesen steht vor enormen Problemen. Telemedizin und Digitalisierung könnten ein Ausweg aus der Krise sein.

Von Thomas Winter

Ein Arztbesuch bedeutet in vielen Fällen vor allem eines: warten. Erst wartet man, um an der Anmeldung sein Kärtchen vorlegen zu dürfen. Dann geht es ins überfüllte Wartezimmer. Wo spätestens nach einer Stunde Herumsitzen klar wird: Das von der Sprechstundenhilfe gegebene Terminversprechen gilt offenbar nur einseitig für die Patientinnen und Patienten. Warum das Ganze also nicht abkürzen und mit dem Arzt bequem von zu Hause aus via Handy oder Tablet kommunizieren? In Zeiten kostenfreier Videoanrufe dürfte das doch kein Problem sein?



Keine lange Anfahrt und Wartezeiten, der Arzt schaltet sich per Videokonferenz ins Haus: So stellen sich viele Telemedizin vor. Daneben geht es aber vor allem darum, dass Pflegekräfte vor Ort wichtige Vitaldaten der Patienten sammeln. Diese werden dann asynchron an eine ambulante Praxis oder eine Klinik geschickt. Der Arzt kann dann jederzeit darauf zugreifen.

– Foto: Andreas Arnold, dpa

■ Arztpraxen haben keinen

Druck: „Videosprechstunden haben für Patienten durchaus Vorteile“, bestätigt Siegfried Jedamzik. Er ist Professor für Informatik in der Gesundheitswirtschaft an der TH Deggendorf, von 1978 bis 2023 praktizierte er zudem als Facharzt für Allgemeinmedizin in Ingolstadt. Dass die Online-Ordination nicht überall angeboten wird, hat für ihn einen einfachen Grund: „Es besteht kein Druck, Prozesse zu optimieren. Arztpraxen müssen keine Werbung für sich machen, man sperrt die Tür auf und die Patienten kommen.“

So praktisch eine digitale Sprechstunde für Patienten auch sein mag: „Der Arbeitsalltag vieler Mediziner ist eng getaktet“, gibt Jedamzik zu bedenken, „da bleibt wenig Zeit, auch noch ein Online-Angebot zu implementieren.“ Er hat dafür durchaus Verständnis. Sinnvoll hält er telemedizinische Leistungen wie Videoschalten hingegen dort, wo sich Fach- und Hausarzt, Physiotherapeut und Pflegeheim über einen konkreten Fall austauschen – „oder da, wo Patient und Arzt oder Therapeut weit voneinander entfernt sind“.

■ Was kann Telemedizin?

Von Telemedizin spricht man immer dann, wenn Arzt beziehungsweise Ärztin und Patient nicht am selben Ort sind. Überbrückt wird die Distanz mittels technischer Geräte. „Telemedizin meint aber auch den Austausch unter Ärzten oder zwischen Arzt und Heilberufler“, ergänzt Jedamzik. Als Beispiel nennt er den Fall eines Schlaganfallpatienten, der in einer Klinik behandelt wird, die keine neurologische Versorgung hat. „Der Patient

wird dann telemedizinisch von einem Neurologen aus einem anderen Krankenhaus begutachtet beziehungsweise wird der behandelnde Arzt von dem Neurologen bei der Untersuchung unterstützt.“ Der Facharzt kann dabei im nächstgrößeren Krankenhaus oder in einer niedergelassenen Arztpraxis sitzen. Vorausgesetzt es gibt eine ausreichende Internetverbindung.

■ Mehr als digitaler

Hausbesuch:

Neben digitalen Sprechstunden und Fachkonferenzen gibt es noch weitere Anwendungsbereiche. Dazu gehört zum Beispiel das Telemonitoring. Gemeint ist damit die laufende Überwachung chronisch Kranker aus der Ferne, ein Thema, das Jedamzik besonders am Herzen liegt. „Mit Smartwatches und anderen Technologien lassen sich regelmäßig Gesundheitsdaten messen“, erklärt der Geschäftsführer der Bayerischen TelemedAllianz (BTA) und Mitglied im Nationalen Expertengremium Interoperabilität, kurz Interop Council. „Diese werden dann an ein telemedizinisches Zentrum geschickt.“ So lasse sich frühzeitig in Krankheitsver-

läufe eingreifen, um die Behandlung entsprechend anzupassen.

Wie wichtig dies ist, zeigen verschiedene Zahlen. Laut Jedamzik zählen Schlaganfälle zu den häufigsten Ursachen für dauerhafte Behinderungen. Pro Jahr kämen rund 200 000 Schlaganfälle dazu, sagt der Arzt, „und bis zu 40 Prozent der Patienten entwickelten eine Spastik“. Das bedeute für den Einzelnen Einschränkungen und für das Gesundheitssystem enorme Kosten – „was sich vermeiden ließe“.

■ Voraussetzung – die Digitalisierung des Gesundheitswesens:

Die Grundvoraussetzung für all das sieht Jedamzik in der Digitalisierung des Gesundheitswesens, an der er selbst seit vielen Jahren mitarbeitet: Der 75-Jährige hat die Gesundheitskarte und die elektronische Patientenakte (ePA) in seiner Tätigkeit als Leiter des bayerischen Projektbüros der Gematik vorangetrieben. Telemedizin, Robotik und Künstliche Intelligenz sind für ihn Bausteine der längst überfälligen Digitalisierung, „die erst seit zwei, drei Jahren richtig Fahrt aufnimmt“.



„Es besteht kein Druck, Prozesse zu optimieren. Arztpraxen müssen keine Werbung für sich machen, man sperrt die Tür auf und die Patienten kommen.“

Siegfried Jedamzik
Mediziner und Informatiker

Zu verdanken sei dies vor allem dem früheren Bundesgesundheitsminister Jens Spahn (CDU). Er habe die gesetzlichen Grundlagen dafür geschaffen. „Sein Nachfolger Karl Lauterbach hat das Ganze dann in die entsprechenden Strukturen überführt“, lobt Jedamzik, wohlwissend, dass der SPD-Politiker nicht bei allen Mediziner gut gelitten ist.

■ Nahtlose Kommunikation aller Akteure:

In Deutschland, sagt Jedamzik, herrsche ein großes Durcheinander mit unzähligen Akteuren, darunter über 100 gesetzliche Krankenkassen, Rehazentren, Krankenhäuser, rund 2,3 Millionen Gesundheitsberufe, Apotheken und über 200 000 Haus-, Fach- und Zahnärzte. „Zentraler Baustein ist, dass sie alle bruchlos miteinander kommunizieren können.“ Dazu brauche es eine sichere IT-Infrastruktur, vor allem die Telematik-Infrastruktur. Die elektronische Patientenakte, die längst noch nicht überall funktioniere, sei dafür ein zentraler Schritt.

■ Enorme Herausforderungen:

Unser Gesundheitssystem bröckelt, stellt Jedamzik fest: Bis 2030 fehlten in Deutschland voraussichtlich 500 000 Pflegekräfte, die Bereitschaft des medizinischen Nachwuchses sich niederzulassen sinke, zugleich steige das Durchschnittsalter der bereits niedergelassenen Ärzte weiter an.

Schon jetzt, beklagt Jedamzik, seien chronisch Kranke oft unterversorgt, beim Übergang zwischen ambulanter und stationärer Versorgung gebe es zu viele Informationsverluste sowie

Defizite bei den Nachsorgeprozessen. „Digitalisierung löst das Problem des Ärztemangels nicht“, macht er deutlich. Mit der nahtlosen Kommunikation unterschiedlicher Akteure und Systeme ließen sich aber Fehlmedikationen, doppelte Untersuchungen sowie ein ineffektiver Austausch von Gesundheitsinformationen vermeiden.

■ Medizinische Versorgung muss effektiver werden:

Der Strukturwandel, sagt Jedamzik, erfordere mehr Versorgungseffektivität – „im Sinne von mehr Gesundheit je eingesetztem Euro“. Entscheidend dafür sei die „digitale Gesundheit“. Der Begriff umfasst E-Health-Applikationen wie zum Beispiel Telemedizin, mobile Apps und Wearables, gemeint sind damit etwa Smartwatches.

■ Mehr Akzeptanz: Für Jedamzik braucht es dafür mehr Akzeptanz. Aus eigener Erfahrung weiß er, wie schwierig Digitalisierung in der Praxis sein kann. Für viele Ärzte lief der Einsatz der EDV nicht immer reibungslos, und nicht umsonst sei das verlässlichste technische Gerät im Gesundheitswesen nach wie vor das Fax, sagt Jedamzik. „Im Gegensatz zur stationären Versorgung existieren für ambulante Praxen zudem kaum Förderstrukturen zur Finanzierung digitaler Innovationen“, stellt er fest, die Skepsis vieler Ärzte kann er gut verstehen. Dennoch: An Digital Health führe kein Weg vorbei. „Bis in zwei, drei Jahren“, ist Jedamzik überzeugt, „haben wir tragfähige Strukturen aufgebaut. Dann kann ich beruhigt in Rente gehen“, meint der bald 76-Jährige.

Köpfe - Konzepte - Erfolge

Was war Ihre wichtigste Lektion?

Nicht allein nach Verstand und Rationalität gehen



„Die wichtigste Lektion, die ich in meinem Geschäftsleben gelernt habe, ist die, nicht allein nach Verstand und Rationalität zu gehen, sondern sich auch auf sein Bauchgefühl zu verlassen. Das habe ich bei zwei bis drei sehr wichtigen Entscheidungen während meines Unternehmerdaseins gemacht – und ich bin sehr gut damit gefahren. Im Nachhinein waren das jeweils die absolut richtigen Entscheidungen. Das mag jetzt nicht immer für jeden gelten – aber bei mir hat es wunderbar gepasst.“

Carola Greiner,
Elektro-Meisterin,
Elektro Greiner, Lichtenau